

Aber auch so ist die Funktechnik schon ein wertvolles Hilfsmittel der Astrophysik geworden; denn sie ermöglicht die Überwachung der Sonne bei bedecktem Himmel und liefert in Bestätigung und Ergänzung der optischen und geophysikalischen Befunde eine Fülle von belehrendem Material gerade über das Grenzgebiet zwischen Chromosphäre und Korona, dem heute das Interesse vieler Fachleute in der ganzen Welt gilt. Hier sind mit der Verbesserung der Apparaturen noch bedeutende Entdeckungen zu erwarten. Mitunter erreicht die Sonnenstrahlung im Meterwellengebiet sogar Werte, die oberhalb der physiologischen Reizschwelle der Sinnesorgane liegen. Es scheint daher nicht abwegig, hier die Quelle mancher biologischer Wirkungen zu suchen.

Wie die Sonne als leuchtender Himmelskörper nur einer unter vielen ist und von zahlreichen Sternen an absoluter Helligkeit weit übertroffen wird, so muß man auch annehmen, daß es besondere „Radio-Sterne“ gibt, die im Verein mit angeregten Gebieten des interstellaren Mediums eine besonders vernehmliche Stimme im Ätherkonzert des Universums erschallen lassen. Wer dünkte da nicht an das Dichterwort:

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang ...“,

das heute im Kopfhörer oder Lautsprecher des RADAR-Gerätes zur Tatsache geworden ist! Zugleich vergegenwärtigen wir uns die Fülle wissenschaftlicher Erkenntnis und oft ganz überraschender Tatsachen und Zusammenhänge, die die moderne Sonnenforschung uns in wenigen Lustren erschlossen hat. Wir denken an das wunderbare Ineinandergreifen der Kräfte, an die vielen ungelösten Fragen und verneigen uns in Ehrfurcht vor der Allmacht des Schöpfers, indem wir das Zitat zu Ende führen:

„... Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag.“

Am blauen Strom Sibiriens

Von NIKOLAUS GURJEW

(Schluß)

In den Jahren 1929/30 durchforschten an die hundert verschiedene Expeditionen die nordöstliche Taigá. Die geologische Forschung stand unter der Gesamtleitung von Akademieprofessor Obrútschow, Professor Lewinson-Lessing und Professor Másslow. Außerdem waren noch magnetologische und topographische Expeditionen unterwegs. In dem Teil des Angará-Gebietes, in dem ich mich damals befand, hatte die Leitung einer geologischen Expedition Dr. Tschernów und die Doktorin der Geologie Suslówa.

Als Gefangener war ich einer Truppe für Marschrouten-Vermessung in bisher unerforschten Teilen der Taigá zugeteilt. Wir waren fünf Personen und fünf mit Proviant und Instrumenten schwer beladene Tragtiere. Unser Weg begann den Nebenfluß der Angará, Widín, aufwärts in nördlicher Richtung. Schon nach drei Tagen Marsch waren alle Spuren menschlicher Siedlung verschwunden. Wo wir durch dichten Busch mußten, schafften wir täglich nicht mehr als 6 bis 7 Kilometer, da wir uns unseren Weg erst mühsam mit Beil und Säge bahnen mußten. Daß wir im tiefen Urwald, an Stellen, an denen die Sonnenstrahlen kaum durch die dichten Baumkronen dringen konnten, farbenprächtige Orchideen fanden, überraschte uns am meisten. Es sind schmetterlingsgroße, lilafarbene, mit blauen und dunkelroten Streifen und Tupfen gezielte Blüten, die einzeln in Buschhöhe wachsen. Häufig trafen wir auch auf wilden Hopfen.

Eines Tages stießen wir am Flußufer in der völlig menschenleeren Wildnis auf eine Hütte, vor der sich im Fluß ein eigenartiges Gebilde befand. Es stellte sich als Mühlrad heraus, dessen Schaufeln jedoch an einer vertikal stehenden Achse angebracht waren. Wir waren auf eine „Mutówka“, eine Taigámühle gestoßen, die pro Tag etwa 1 Zentner Korn zu mahlen imstande ist. Außer der vertikal stehenden Achse des Mühlrades unterscheiden sich diese Mühlen auch noch dadurch, daß kein Müller dort lebt. Wer Getreide zu mahlen hat, legt seinem Tragtier einen Sack Getreide auf den Rücken, wandert zur „Mutówka“ und bleibt dort, bis das Getreide gemahlen ist. Doch sind solche Mühlfahrten nicht ganz ungefährlich, wie wir erlebten. Kurz vor unserer Ankunft war ein Bauer dort von einem Bären getötet worden. Man hatte ihn in der eingedrückten Hütte gefunden, das Beil, mit dem er sich gegen den Bären verteidigt hatte, noch in den erstarrten Händen.

Immer wieder habe ich über die Riesenkräfte der Bären gestaunt, die sich, wie an jener Hütte, oft auch an alten, dicken Baumstämmen zeigte, unter denen Meister Petz vielleicht ein Mäusenest vermutet hatte. Solche Stämme waren glatt auseinandergerissen, als habe man sie gespalten.

Am zehnten Tag unseres Marsches trafen wir auf eine Jagdhütte, die bereits bis zum Dach im Moos versunken war. Wir legten den Eingang frei und fanden im Innern ein völlig verrostetes, morsches Steinschloßgewehr, das der letzte Besitzer vor vielleicht hundert Jahren dort zurückgelassen hatte.

Die Unberührtheit der Natur beeindruckte auch den Nüchternsten unter uns, und ich begann damals zu ahnen, warum die alten Germanen den Wald für heilig gehalten haben. Unsere Arbeit verlief programmgemäß, und wir waren mit dem Ergebnis recht zufrieden. Hatten wir doch verschiedene kleinere Seen und Flüsse in dem Gebiet entdeckt, das auf unserer Spezialkarte noch ein weißer Fleck war, und normale Vermessungen auf einer Strecke von fast 800 km quer durch den Urwald durchgeführt. Mein Wunschtraum wäre es allerdings gewesen, einmal in das Podkámener Tungusen-Gebiet nördlich des Angarábogens zu kommen, in dem 1908 der große Meteorit

niedergegangen war. Ich wußte, daß der Mineraloge Professor Kulík jeden Sommer in dieses Gebiet kam. Aber — ich war Strafversickter und mußte froh sein, wenn ich überhaupt eine Arbeit leisten durfte, die von meinem Berufs- und Interessengebiet nicht völlig abseits lag. Konnte ich aber schon nicht selbst dorthin kommen, so sammelte ich doch begierig alle Erzählungen der Tungusen über die Katastrophe. Direkte Augenzeugen gab es keine. Der Aufprall des Himmelskörpers auf die Erde muß furchtbarer gewirkt haben als die Atombombe in Hiroshima, es gab keinen Überlebenden. Das Feuer hatte in einer Ausdehnung von 100 km den Wald gefressen. Die dahinter angrenzend lebenden Tungusen berichteten von weggelegten Zelten und einem Hirschrudel, das durch die Luft geschleudert worden war. Noch 400 km vom Fundort entfernt waren sämtliche Fenster gesprungen und das Wasser des Sumpfes, in den der Meteorit gefallen war, verdampfte vollständig.

1930 hatte ich aber doch das Glück, einen Meteoritenfall zu erleben. Es war in der Nähe des Dorfes Kaimónowa, als plötzlich ein hoher Lärchenbaum lichterloh in Flammen stand. Ich hatte einen Moment eine strahlend weiße Kugel gesehen und ein Zischen über mir gehört. Die Lärche war von der Kugel gestreift worden, dann fiel diese in einen Sumpf, in den ich ihr leider nicht folgen konnte. Es war nur ein kleiner Meteorit gewesen. Der im Podkámener Gebiet hatte nach Berechnungen von Professor Astapówitsch ein Gewicht von mindestens 2000 Tonnen, und wenn er nur zwei Stunden früher auf die Erde aufgetroffen wäre, hätte er genau auf Petersburg fallen müssen.

Der letzte große Meteorit soll am 12. Februar 1947 bei dem Dorf Chárkowka in der usúrischen Taigá unter starkem Donner und Erdbeben niedergegangen sein. Es wird von 30 Kratern berichtet, die eine Tiefe bis zu 9 m und einen Durchmesser von 20—25 m erreichten. Im Gebirge Sichotán Alín wurde ein Meteorit von 1000 Tonnen gefunden. Wann er gefallen ist, weiß niemand. Und das ist typisch: In diesem Gebiet kann alles geschehen, ohne daß die übrige Welt auch nur das geringste davon erfährt!

Bis zum ersten Schneefall konnte es nur noch Wochen dauern, und wir mußten langsam an den Rückmarsch denken. In diesen Tagen schlugen wir wieder einmal unser Lager auf, um zu übernachten. Bald brodelte das Wasser im Tscháinik, im Teekessel; die Urwaldmatratzen aus abgehackten frischen Tannenzweigen waren bereitet und die Pferde weideten in der Nähe. Nach den Anstrengungen des Tages legten wir uns bald schlafen und bemerkten nicht, daß einer von uns fehlte. Erst am nächsten Morgen vermißten wir ihn. Der Tag und auch der nächste verging mit Suchen. Der Mann war wie vom Erdboden verschwunden. Am dritten Tag mußten wir uns schließlich schweren Herzens entschließen, weiterzuziehen. Als wir bei hereinbrechendem Winter nach Bolschája Mamújr zurückkamen, fanden wir den Vermißten zu unserer größten Überraschung dort vor. Er lag noch im Bett; denn er hatte fürchterliche Strapazen hinter sich. „Als ich an

jenem Tag nach meinem Pferd sah, um ihm für die Nacht die Vorderbeine stärker zu fesseln, weil es sich gerne immer weit herumtrieb, muß mich das von den Mücken nervös gewordene Tier angeschlagen haben, denn ich war ohnmächtig“, erzählte er. „Als ich erwachte, war das Pferd verschwunden. Ich ging in Richtung des Lagers zurück. Aber — ich ging und ging, doch es kam kein Lager. Bestimmt war ich von dem Schlag noch benommen gewesen. Ich rief, schoß auch meine Flinte einmal ab, aber es wurde immer finsterer, und ich hatte mich rettungslos im Urwald verirrt. Wahrscheinlich hätte ich die Nacht über ruhig bleiben sollen, wo ich war, und bei Tagesanbruch weiter suchen, aber in meiner Aufregung irrte ich die ganze Nacht herum und entfernte mich wohl immer weiter. Mit dem Tageslicht kam auch meine Überlegung zurück. Was ich dabei feststellte, war alles andere als beruhigend. Alles, was ich besaß, war ein Gewehr mit drei Patronen; keinen Proviant, keinen Tabak, keine Decke, kein Beil, nicht einmal Streichhölzer hatte ich. Da ich dachte, daß euch vielleicht ein Rauchsignal auf mich aufmerksam machen könnte, stieg ich auf einen hohen Baum und versuchte meine Wattejacke durch einen Schuß in Brand zu setzen. Aber die zweite Patrone war nutzlos geopfert, die Jacke war feucht und brannte nicht. Die erste Zeit lebte ich nur von Beeren und Pilzen. Dann schoß ich mit der vorletzten Patrone einen Hasen, hing ihn mir über die Schulter und aß während des Marsches kleine Stücke Fleisch roh. Die Nächte waren furchtbar. Ich verbrachte sie sitzend auf Bäumen, und der Mangel an gutem Schlaf, zusammen mit den Strapazen und der Angst, was geschehen würde, wenn nun bald Schnee fiel, zermürbten mich so, daß ich bereits Halluzinationen hatte. Nach über zwei Wochen solchen Herumirrens stieß ich auf einen schmalen Pfad, in dem die Birken in drei bis vier Meter Höhe abgeschnitten waren, wie man sie als Futter für Pferde schneidet. Es mußten also noch vor kurzer Zeit Menschen dort vorbeigekommen sein. Ich war toll vor Freude. Menschen, endlich Menschen! Rufen konnte ich längst nicht mehr, so heiser war ich, aber ich rannte los, was meine Beine hergaben. Plötzlich stand ich an einer Biegung des Pfades einem riesigen Elch gegenüber, der mit dem ganzen Gewicht seines Körpers eine Birke niederdrückte, um das Laub zu fressen. Deshalb also war dieses so hoch oben abgeschnitten. Was ich für einen menschlichen Fußpfad gehalten hatte, war ein Wildwechsel. Ich glaubte die Enttäuschung nicht überstehen zu können. Dann aber überlegte ich: Ein Wildwechsel führte meistens zu einer Tränke, vielleicht zu einem Fluß. Wenn ich aber an einem solchen abwärts entlang ging, mußte ich irgendeinmal auf eine menschliche Siedlung stoßen. Der Fluß war auch wirklich nicht mehr weit. Nach weiteren zwei Tagen traf ich einen Holzfäller, der zuerst vor mir flüchten wollte. Ich war ja auch völlig verwahrlost, schmutzig, bärtig, verquollen, und habe in meiner Freude wahrscheinlich wie ein Irrsinniger ausgesehen.“

Zur Auswertung der Ergebnisse fuhren die freien Expeditionsmitglieder gewöhnlich Ende September nach Irkútsk, manchmal auch nach Moskau

oder Leningrad. Aber nicht alle Entdeckungen wurden dort vorgelegt. Ich weiß von einer kleinen Expedition, die sehr reiche Erzlager gefunden hatte, deren Mitglieder sich aber untereinander abgesprochen hatten, diese Schätze als Geheimnis der Taigá zu wahren, bis einmal andere Zeiten für Rußland kämen und aus dem Metall nicht mehr Kugeln für arme Bauern gegossen würden. Erst vor kurzem habe ich erfahren, daß jetzt nach 15 Jahren diese Erzvorkommen doch entdeckt worden sind.

Eines Tages, im Herbst 1931, besuchte mich ein bekannter sibirischer Jäger. Wir unterhielten uns über Wetter und Fellpreise und die Unterdrückung der Menschen im Sowjetstaat, bis er schließlich vorsichtig anfragte, wie ich mich wohl verhalten würde, wenn die Sibirier einen Aufstand machen würden. Fast gleichzeitig besuchte mich ein verschickter Menschewik, der sich in dunklen Andeutungen erging, daß im Angarágebiet bald eine große Veränderung eintreten würde. Im Dorf Schumilina, fast 200 km von dem unseren entfernt, wurden in derselben Zeit eines Nachts alle Verbannten vom Dorfpolizisten zusammengerufen und ihnen erklärt, die Regierung rufe sie, aber nicht die sowjetische Regierung, sondern eine andere, neue! Einige Unbekannte, die breite Gürtel voll Patronen über der Brust trugen, erschienen im Gebäude der Dorfverwaltung und ernannten die Verbannten zu einer Einheit, deren militärische Führung ein ehemaliger Offizier übernehmen sollte. Die meisten Verschleppten lehnten jedoch diese Einladung ab. Die Bewaffnung der Aufständischen bestand aus Berdánka-Gewehren, die nicht weiter als höchstens 100 Meter trugen. Die modernste Waffe, die der Kommandeur des Aufstandes, Unteroffizier Morósow, besaß, war ein altes französisches Militärgewehr. Am folgenden Tag wurde der GPU-Chef Wereschtschágin bei Nischnij Ilmsk erschossen. Dies schien das Signal zu sein; denn überall an der unteren Angará entbrannte der Aufstand. Die Kooperative wurden geplündert und in verschiedenen Orten die Kommunistenfamilien mitsamt ihren Häusern verbrannt. Eine kleine Gruppe Aufständischer war bis an die Straße Brátskaja-Osstróschina-Tulún vorgedrungen. Der Führer Morósow unternahm einen strategisch sehr geschickt geführten Angriff auf Bráski-Osstróg und zwar teils über den Fluß, teils zu Land, zog dann jedoch, noch vor einem Erfolg, aus unbekannt gebliebenen Gründen seine Leute zurück.

Die Kommunisten in Irkútsk mobilisierten alle Wehrfähigen, wobei aber die reguläre Wachkompagnie in Tulún nicht miteinbezogen wurde, da sie nicht als zuverlässig galt. Der letzte Kampf fand beim Dorf Sedánowa statt. Morósow fiel, während die Aufständischenhaufen von den inzwischen angerückten, modern bewaffneten Kommunisten zerschlagen wurden.

Der „Uliánoff“ brachte die Gefangenen stromaufwärts nach Irkútsk, wo sie liquidiert wurden. Der ganze Aufstand hatte knapp ein halbes Jahr gedauert, dann war er offiziell zerschlagen. Unterirdisch glimmte er weiter; schon nach kurzer Zeit brach er in der Jekutischen Republik wieder offen aus und dauerte dann noch zwei Jahre.

Unter den Gefallenen befand sich auch der ehemalige Moskauer Fabrikant Fjonarkóff, der dem Aufstand eine religiöse Untermauerung hatte geben wollen. Allerdings war sein Erfolg nur gering; denn die Aufständischen waren zum größten Teil alte Sibirier, Abkömmlinge von Verschickten und Verbrechern, die in den zwanziger Jahren mit den Kommunisten zusammen gegen Koltschák gekämpft hatten und deren Beweggründe Kollektivierung, schlechte Fellpreise usw. waren, aber keinesfalls christliche Ideale. Die nach den Kämpfen zwischen „Weiß und Rot“ übrig gebliebenen positiven Elemente Sibiriens waren zu wenige, als daß sie bei diesen Kämpfen besondere Bedeutung gehabt oder stärkeren Einfluß hätten erlangen können. Was nicht ausgerottet worden war, stand als Kulak oder Abkomme eines Kulaken oder Burschui unter dauerndem Druck.

Die GPU kannte im übrigen die religiöse Einstellung der Menschen dieses Landstrichs sehr genau und verbannte zahlreiche orthodoxe Geistliche ohne alle Vorsichtsmaßregeln dorthin. Es befanden sich berühmte Prediger darunter, wie Vater Wladímir Lasíno-Lasínski. Man konnte aktive Christen auch ruhig frei in der Verbannung leben lassen, da die antireligiöse Einstellung dort alteingewurzelt ist. Verbrecher, die ursprünglich als Verbannte die Taigá besiedeln mußten, waren keine starken Träger des Christentums. Was aber doch noch an Religion bei ihnen erhalten war, hatten Sozialisten und Kommunisten in den Jahren ihrer Verbannungszeit gründlich zerstört.

Man hat im allgemeinen in der Taigá keine besonderen Sympathien für christliche Priester. Ich habe einmal bei der Beerensuche auf einer unbewohnten Oká-Insel in einem Erdbunker einen Geistlichen aus dem Belgoroder Gebiet gefunden, der eigentlich in das Dorf Tschérnaretschinskája verbannt war. Da die Einwohner ihm aber dort keine Unterkunft gaben, war ihm gar nichts anderes übrig geblieben, als sich diese Erdhöhlen-Eremitage zu bauen. Es war eine eigenartige Nacht, die ich bei ihm verbringen durfte. Trotz der kaum zu überbietenden Primitivität der Einrichtung hatte er eine „rote Ecke“, einige Ikonen, vor denen ein rotes Lämpchen brannte. Der Geruch des schlechten Oles mischte sich mit dem der feuchten Erde, und über uns hörten wir mehrmals das Getrippel von Wölfen. Mich machte die Nähe der Raubtiere unruhig, der Einsiedler jedoch murmelte seine Gebete und schlief ruhig ein.

Kirchen und Geistliche waren in der Taigá immer selten gewesen. Einige wenige Menschen versuchten wohl immer wieder eine christliche Gemeinde aufrecht zu erhalten und auch eine Art Gottesdienst abzuhalten. Im Dorf Késchma zum Beispiel lebte ein Diakon, der als Ersatz eines Gottesdienstes die Stola eines Priesters durch den Gottesdienstraum trug, die die Gläubigen dann verehrten.

Weihnachten und Ostern haben keine religiöse Bedeutung mehr und sind nur noch Gelegenheiten für Saufgelage und Ausschweifungen. Besonders gilt das auch für den 26. November, den Tag des sibirischen Landesheiligen Innozenz von Irkútsk. Für diese Kirchweih wird tagelang vorbereitet und

der Schnaps, der dann getrunken wird, ist parfümiert. Fusel mit Blumen-duft! Selten haben mich Menschen so abgestoßen wie damals, als ich das erste Mal Betrunkene in wunderlichen Sprüngen durch die Straßen tanzen sah. Es war eigentlich ein Tungúsentanz, bei dem die Tänzer einen Raben vorzustellen versuchen und der als Einladung zur Bärenjagd getanzt wird. Die betrunkenen Sibirier westlicher Abstammung und mischblütige Abkommen hatten ihn in ordinäre Bewegungen und mißtönendes Gekreis umgefälscht.

Das einzige, was sich vom Christentum noch stärker erhalten hat, sind die Melodien und der Chorgesang des russisch-orthodoxen Ritus. Sie sind aber überhaupt das Fundament jener russischen Melodik, die immer wieder versöhnt, mag Rußland auch dem einzelnen noch so Schweres auferlegen. Die Lieder sind das „gute Rußland“. Sie singt man auch in Sibirien. Wenn die Mädchen dort aber eine Art umgekehrter Quadrille tanzen, ist das Bild, das sie bieten, mehr originell als hübsch. Die dicke Kleidung der Tänzerinnen macht sie nicht gerade graziös, und ihre langen, weichen Juchtenstiefel, die zum Schutz gegen die Kälte mit Stroh gefüttert und durch lilafarbene Lampendochte an den Beinen festgebunden sind, lassen sie wie junge Bären erscheinen. Die lila Farbe beherrschte damals die Damenmode in ganz Sibirien. Sie stammte von den billigen Tintentabletten aus den Kooperativläden und war das einzige Färbemittel, das man überhaupt erhalten konnte. Außerdem sollen diese Tintentabletten auch ein wirksames Mittel gegen unerwünschte Schwangerschaft sein. Bei dem Tiefstand der Moral, die übrigens nicht nur eine Folge des gegenwärtigen Regimes, sondern ähnlich wie die Religionsfeindlichkeit eine Folge des Wirkens der ehemals verbannten Revolutionäre ist, spielen derartige Dinge natürlich eine wichtige Rolle. An den „heiligen Festen“ tobt man sich aus, und jedes Jahr gibt es dabei Verwundete und Tote. Ich habe einen Bauern gekannt, der in der maßlosen Trunkenheit dieser Zeit sein eigenes Haus angezündet hat.

Wenn ich zurückdenke, kommt es mir oft so vor, als lebten diese Menschen zwischen den Resten der christlichen Religion wie Südseeinsulaner zwischen den Götterbildern der Osterinseln, mit deren religiösem Sinn sie keine Verbindung mehr haben. Es fehlt nicht an Zügen von Menschlichkeit, die um so tiefer ergreifen, je härter die Umwelt ist. Das Gesetz der Taigá aber ist: Freß ich dich nicht, frißt du mich!

Nur die Altgläubigen, die sich in sektiererischem Fanatismus von der übrigen Bevölkerung abschließen, leben noch religiös und haben ein moralisches Niveau bewahrt. Der Hauptgrund dafür ist wohl ihre Erfahrung, daß die Gemeinschaft sie stärker macht, als die anderen Sibirier sind. Sie sind schon Ende 1700 bis Anfang 1800 in Sibirien eingewandert; der Wanderprediger Inok Makári hatte sie zu ihrer Wanderung nach dem Osten veranlaßt, indem er ihnen ein irdisches christliches Reich „Bjelowódije“, Weißwasser, in glühenden Farben schilderte. Ihre Siedlungen haben sich bis an die mongolisch-chinesische Grenze hin ausgebreitet, und ihre Häuser sind

schon äußerlich durch Metallkreuze kenntlich gemacht, zum Teil kunstvolle Arbeiten aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

Römisch-katholisch sind fast immer die Dorfschmiede und Dorfmechaniker, meist verschickte Polen, die aber kaum stärkere Bindung zu ihrer Kirche besitzen als die anderen Sibirier. Ganz ähnlich ist es mit den buddhistischen Burjäten. Die Tungúsen, beziehungsweise Ewénken, sind Schamanisten, doch habe ich den Schamanismus eigentlich nie als Religion empfinden können, eher als eine praktische Magie, abgestimmt auf das Jägerleben der Taigá. Für die Tungúsen ist es natürlich Religion, wenn sie sich von einem ihrer Hellseher den Stand von Hirschrudeln oder besetzten Bärenhöhlen sagen lassen.

Der Schamánenforscher Tán Bogorás hat in seinem Buch „Schamánen und die Einstein'sche Relativitätstheorie“ das Hellsehen der Schamánen durch Drehen um die eigene Achse, ähnlich demjenigen der moslemischen Derwische, zu erklären versucht.

Die sibirische Taigá ist ein besonderes Stück Erde, das die Menschen, die auf ihr leben, in ganz bestimmter Weise formt, ob es sich nun um ansässige Asiatenstämme handelt oder kasakische Eroberer, süd- und westrussische Zwangsverschickte, Deutsche von der Wolga oder Krimtataren. Dies galt schon in der Zarenzeit, als die Verschickten nur einen geringen Prozentsatz der Zahl ausmachten, die heutzutage Sibirien zwangsweise besiedelt. Damals war für ein Lebensminimum gesorgt. Mit fünf Rubel im Monat, die der Ortspolizist verteilte, konnte man leben. Ein „Mehr“ konnte durch Arbeit erreicht werden, wenn auch kein „Viel“. In einem Gebiet, das einige hundert Quadratkilometer umfaßte, konnte man sich frei bewegen, und Spenden von Angehörigen oder Parteifreunden waren zugelassen. Das geistige Leben prägten die Verschickten: Verbrecher und politische Gegner des Zarentums. Das Härteste für Verbannte war der Transport bis zum Bestimmungsort, die Abgeschlossenheit von der Welt und das Klima. Als das Zarenreich in der roten Revolution versank, glaubten die meisten Sibirier nichts verloren zu haben. Kapitalistisches Eigentum war nicht vorhanden; die wenigen „Kulaken“ und „Burschui“ waren rasch ausgerottet, und mit den marxistischen Ideologien war man vertraut. Die Väter der Revolution selbst waren die Lehrer gewesen. Diese Lehrer aber hatten in ihrer sibirischen Verbannungszeit selbst auch gelernt!

Wären sich die Politiker der westlichen Welt darüber klar und verstünden sie, wie die Taigá die Menschen formt, würde sie die Taktik der Sowjet-Diplomaten nicht so oft überraschen, der Gedanke an ein künftiges Zusammenleben mit den Menschen des Sowjetstaates aber bedenklich stimmen.

Alle Sowjetdiplomaten, von Stalin angefangen, sind durch die härtende Schule des Taigálebens gegangen, nur war es damals noch mild im Vergleich zu den jetzigen Massendeportationen. Arbeitete die Verwaltungsorganisation damals auch langsam, so konnte sie die Verbannten doch so verteilen,

daß die Unterkünfte für sie ausreichten und eine Existenz möglich war. Heute ist aus der einfachen Absonderung von der übrigen Welt eine straff gelenkte Verwendung der verschickten Kreaturen geworden, und so hat sich, wie so vieles in Rußland, auch das Leben der Verbannten stark verändert, das immer mehr dem „Strafvollzug für Schwerverbrecher“ ähnelt.

Da das Land auf solchen Massenbetrieb nicht vorbereitet war, gerieten die Verschickten in massenmordende Verhältnisse. In Késchma habe ich die Ankunft solcher Massentransporte erlebt. Kurz vorher waren im sumpfigen Buschgebiet aus frischen, nassen Bäumen roh gehauene Baracken aufgestellt worden; damit war das Lager fertig! In unbeschreiblichen Elendszügen erschienen die Gefangenen, deren Schuld darin bestand, daß sie fleißige und deshalb wohlhabende Bauern in der Ukraine gewesen waren. Sie unterschieden sich von den berühmten Bildern Verbannter aus der Zarenzeit hauptsächlich dadurch, daß auf jenen Bildern die Menschen alle für einen sibirischen Winter bekleidet sind und immer Gepäck mit sich führen, während beides den jetzigen Verbannten meist fehlt.

Da diese Menschen von der sofort einsetzenden Arbeit im Urwald zu erschöpft waren, um danach noch viel an ihren Quartieren zu arbeiten, blieben diese fast im gleichen Zustand. Manchmal gelang es einem armen Teufel zu fliehen. Im Frühjahr 1931 war es einmal ein siebenjähriger Junge, der aus dem Lager bei Kaimónowa kam. Eine Tscheldonin hatte ihn aufgenommen, andere Frauen schenkten ihm Kleider. Es war zur Zeit der Schneeschmelze, und im Dorf waren kurz vorher ein „Isbatsch“, ein kommunistischer Propagandamann, und eine Junglehrerin angekommen. Beide waren Jungkommunisten und mußten warten, bis der Fluß vom Eisgang frei wurde, um zu ihrem Bestimmungsort, Tscháma, zu gelangen. Sie waren als Ehepaar gemeldet und die Frau hatte dem Jungen auch etwas geschenkt. Ihr Mann dagegen meldete dessen Ankunft, und nach wenigen Tagen wurde das arme Kind ins Lager zurückgeholt. Etwas später erschien ein junges Mädchen, ein erbarmungswürdiges, elendes Geschöpf. Auch seine Ankunft meldete der Isbatsch. Seine Frau, die Lehrerin, beobachtete die Abholung. Ein Mann in Lederjacke und guten, schönen Stiefeln, eine schwere Pistole an der Hüfte, führte die ihm barfuß durch den Schnee Folgende an einem Strick. Am Ufer der Angará zerrte er die völlig Verstörte, die anscheinend seine Begierde erregt hatte, in eine Badehütte. Die Lehrerin hatte eine lange Auseinandersetzung mit ihrem Mann, deren Ergebnis war, daß sie sich mit dessen Pistole selbst das Leben nahm. Ihr Mann, der Isbatsch, sagte dazu: „Sie war zu weich!“ Und doch war sie selbst eine Sibirierin gewesen ...

Man sollte anstatt von Menschenverschickung besser von „Massenproduktion von Sowjet-Untertanen“ sprechen. Geschieht sie vielleicht nicht voll bewußt, im Ergebnis ist es die Züchtung eines Typus, vor dem die Welt Angst haben sollte.

Immer mehr Menschen wirft die Sowjetregierung in dieses Gebiet. Weder Ernährung noch Unterkunft sind dem mörderischen Klima genügend angepaßt, und die Arbeit verlangt die letzte Kraft der Körper. Die sibirien-erfahrenen Machthaber wissen allerdings aus eigener Erfahrung, daß es gefährlich ist, Verschickten Zeit und Ruhe zum Denken zu lassen, genau so wie sie wissen, daß die qualvolle Enge der Massenquartiere und der durch diese gesteigerte tierhafte Selbsterhaltungstrieb den Geist, die Seele der Menschen unterdrückt, vergewaltigt und zuletzt einfach auslöscht. Die Gedanken an den Bissen Brot, der das Brennen der Eingeweide stillt, die maßlose Gier des Gaumens befriedigt und das nackte Leben erhält, verdrängen alles andere, alles, was edel, gut und in Jahrhunderten als menschlich und christlich anerzogen wurde. Sie gleichen sich alle, diese zu kommunistischem Material zusammengeballten Menschen aus den Ländern der Sowjet-Union, die Kriegsgefangenen aus Europa und Asien, die verschleppten Deutschen und Polen, Ungarn, Balkanslawen und Rumänen, Turkvölker, Mongolen und Chinesen. Geist? — Religion? — Bei den Lebensbedingungen, die die Sowjets gewähren, braucht man sie nicht mehr eigens zu bekämpfen. Dies besorgt ganz allein der Selbsterhaltungstrieb, der Kampf um die Nahrung und das Stillen der Geschlechtsbegierde. Was zurückbleibt oder sich daraus entwickelt, sind tote Seelen in mischblütigen Körpern. Was zu weich ist, geht zugrunde. Nur ganz wenige bleiben stark — im Haß oder in der Liebe.

Im Koreakrieg gerieten Freiwillige verschiedener Nationen aus der Sowjet-Union in amerikanische Gefangenschaft. Sie hatten sich aus sibirischer Gefangenschaft für diesen Krieg gemeldet. Die westliche Welt verhielt sich reserviert, wenn nicht empört. Wie konnten Menschen, die angeblich ein solches Leben unter den Sowjets durchlitten hatten, für die Kommunisten kämpfen?

Wer nie selbst in der „Fabrik des Sowjetmenschen“, in den Urwäldern an der Angará, im Koljima- oder Jakutengebiet, in den Weiten der sibirischen Taigá, in der Gewalt der Sowjets hat leben müssen, begreift deren menschliche Produkte nicht. Sie sind Werkzeuge, die man benützt und die dankbar sind, wenn man sie dort benützt, wo sie dafür ein erträgliches Leben führen können, gleichviel ob im Koreakrieg oder einmal in Europa oder sonst irgendwo. Wer vielleicht an Widerstand denken möchte, kommt kaum aus der Taigá heraus. Dort aber ballt sich künstlich immer mehr „Schnee“ zusammen, wird gepreßt und gelenkt. Wehe, wenn die Masse in Bewegung gerät und ins Rollen kommt. Je weniger die Welt daran glaubt, um so furchtbarer wird sie von der Lawine getroffen werden.

Oh Rußland, was hat die Vorsehung dir bestimmt?

Welcher Gedanke beschäftigt dich?

Was wird aus deinem Osten?

Ein Reich des Xerxes oder der Christen Land?

Wladimir Solowjów

(Deutsche Fassung von F. M. de Smeth)